

Auch vom Dreißigjährigen Krieg blieb Vellberg nicht verschont, aber die Pest tat der Stadt größeren Schaden als die Kriegsereignisse. Sie raffte in der Zeit vom 22. 9. 1634 bis 15. 12. 1634 293 Personen weg. „Den Pflug mit den Kindern gezogen“, heißt es in einem Taufbuch-Eintrag aus dem Jahr 1635. – Nachdem die Reichsstadt Hall an Württemberg gefallen war, kam 1802 ein Teil der württembergischen Garnison von Hall nach Vellberg. Im Jahr 1805 zog ein Rußlandkorps Napoleons in der Nähe vorbei, und 1813 kamen russische Soldaten als Angehörige der Befreiungsarmee durch. – Im späteren neunzehnten Jahrhundert verlor Vellberg seine letzten Ämter und sank zur Bedeutungslosigkeit herab. 1901 und 1902 wurde es von schweren Feuersbrünsten heimgesucht, die das „Städtchen“ (zwischen Torturm und Schloß) stark in Mitleidenschaft zogen.

Zehn Jahre nach dem ersten Weltkrieg erwachte das Städtchen aus seinem Dornröschenschlaf. 1928 wurde der Verkehrsverein, 1938 die „Baugesellschaft Stadtmauer Vellberg“ gegründet. Von den zehn Bauabschnitten, die vorgesehen waren, konnten bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges jedoch nur zwei vollendet werden, und seither war eine Fortführung der liegen gebliebenen Bauarbeiten aus Mangel an den nötigen Mitteln nicht möglich. – Trotzdem bietet der Platz für jeden Heimatfreund genug Schönheiten, um einen kürzeren oder längeren Aufenthalt dort lohnend erscheinen zu lassen. Die kleine Stadt wünscht einen stärkeren Fremdenverkehr und ist

darauf eingerichtet. Trotz den beiden Bränden ist auch im inneren „Städtchen“ noch mancherlei erhalten, und mit dem Schloß auf der einen, der Stöckenburg auf der anderen Seite des Bühlertales bietet Vellberg einen einzigartigen landschaftlichen Eindruck. Der Blick von der Stöckenburg auf die Stadt mit ihren wiederhergestellten Mauern und Türmen oder Turmruinen ist unvergeßlich. Das jäh aufsteigende Schloß grüßt weit ins Land hinaus. Im Städtchen selbst steht noch das alte Amtshaus, ein herrlicher Fachwerkbau. Die Stöckenburg ist als Anlage im gesamten von Bühler und Ahlbach umflossen und mit seiner Kirche sehenswert. In einem Altarschrein aus dem 15./16. Jahrhundert wird eine Reiterstatuette des „Heiligen Martin mit dem Bettler“ aufbewahrt, „und die Flügel zeigen Bilder aus dem Leben des Frankenheiligen“. Zahlreiche Grabmäler der Herren von Vellberg beweisen die enge Verbundenheit zwischen dem Geschlecht der Vellberger und ihrer Kirche.

Gegenüber der Stöckenburg lockt der Schlegelsberg zu kleineren Spaziergängen, und der Burgberg zwischen Vellberg und Crailsheim (etwa auf halbem Wege) ist ein lohnendes Ausflugsziel. – Es ist zwar nur ein „kleines Rothenburg“, das alte Vellberg hoch über dem tief eingeschnittenen, reizvollen Bühlertal, aber es wäre wohl wert, daß man ihm etwas von der Liebe zuteil werden ließe, die man dem großen Rothenburg in so reichem Maße schenkt.

Vor einem Grabmal des 18. Jahrhunderts

Von Dieter Narr

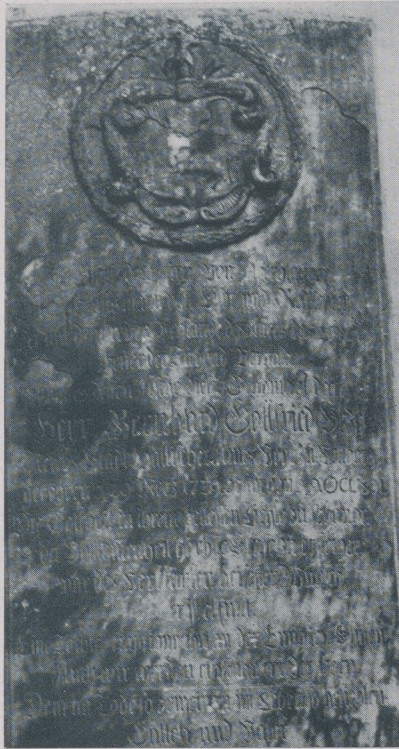
In die Südfront der alten, an künstlerischen Kleinodien so reichen Kirche zum hl. Martin auf der Stöckenburg ist neben manchem anderen eine mit einem Pferdewappen gezierte Grabplatte eingelassen. Vom Wetter kaum verwaschen und leicht lesbar, trägt sie folgende Inschrift:

„Ein Christ doch frey von Aberglauben, / Ein Geschäftsmann voll Eifer und Redlichkeit, / Der mit dem reifen Verstande des Alters, das lebhaft Feuer der Jugend vereinte, / War es, dessen Asche dieses Grabmahl deckt. / Herr Bernhard Gottfried Hezel. / Reichs Stadt Hällischer Amtsvogt zu Vellberg / geboren d. 29. Merz 1729. / gestorben d. 9. Oct. 1801. / Die Gottheit in ihrem hellsten Lichte zu schauen / Der Vollkommenheit höchste Stufe zu ersteigen, / War des Verklärten heißester Wunsch / er ist erfüllt. / Eine Tochter empfing ihn an der Ewigkeit Stufen, / Auch wir werden einst ihn wiedersehen. / Dem im Tode so beweinten im Leben so geliebten Gatten und Vater / Setzten mit Tränen dieses Denkmal / Die zurückgelassene zweyte Gattin Söhne und Töchter.“

Der Wert dieses Monuments besteht nicht in dem Einmalig-Besonderen, Unvergleichbaren, was diese gutgebauten, feierlichen Sätze in der beweglichen Wort-

stellung unserer Sprache berichten. Landauf, landab lassen sich sicherlich Steine finden, die nach Form und Gehalt nicht minder eindruckliche Zeugen des Jahrhunderts sind, dessen Geist jenes Denkmal entstammt. Allein gerade dies ist es ja, daß es um seines typischen Ranges willen bedeutsam erscheint; können wir ihm doch wie einem Kurzwörterbuch die entscheidenden Begriffe entnehmen, die Kopf und Herz der Zeitgenossen des Vogtes zu Vellberg bewegt haben. Was ein Zeitalter vor anderen kennzeichnet, seine Eigentümlichkeit, seine Gestalt in ihrer Größe und Grenze, das soll man nicht bloß an den Werken der hohen Literatur studieren, wie sie uns stattlich und auch zugänglich genug aus dieser Epoche zu Händen sind. Nein, um die Wirkung einer für unser Geistesleben heute noch so wichtigen Zeit, wie sie das vielumstrittene, ebenso hochgepriesene wie heftig getadelte, 18. Jahrhundert darstellt, ermessen zu können, die Kraft und Breite dieser Wirkung, ist es nötig, in den Alltag hinabzusteigen, sich über die sogenannten „banalen Quellen“ zu beugen und sie zu Wort kommen zu lassen.

„Ein Christ doch frey von Aberglauben ...“ Schon das



erste Prädikat, das dem im selben Jahre wie der große Lessing geborenen Herrn Bernhard Gottfried Hezel – sein Name gehört zu denen der alteingesessenen Geschlechter der Reichsstadt am Kocher – zuerkannt wird, ist außerordentlich aufschlußreich. Was wetterleuchtet nicht alles hinter diesem unscheinbaren „doch“ an geistiger Bewegung, an stolzem Selbstbewußtsein und auch an Angriffslust, die in diesem Zeitalter der Aufklärung selbst auf einem Grabmal aufblitzt. Nein, es ist niemanden gegenüber böse und lieblos gemeint, was Frau und Kinder dem verstorbenen Vater bestätigen. Man will höchstens ein wenig auf die andern einwirken, sie erziehen durch gutes Beispiel, dem Zug der Zeit folgend, die Freude an pädagogischem Reden und Tun hat, die eigene Einsicht gerne weitergibt und es mit dem Volke gut meint. Und man bricht ja auch nicht in sträflichem Übermut mit der alten Überlieferung, begibt sich nicht der tröstlichen Hoffnung „Auch wir werden einst ihn wiedersehen“ in einer jenseitigen und lichten Welt. Aber man rückt streitbar dem Aberglauben zu Leibe, denn ein gereinigter und würdiger Glaube verlangt es, in sich und um sich die letzten Reste des Mittelalters auszufegen und sich nicht dem Verdacht auszusetzen, als hätte man „mystische“ Neigung noch nicht überwunden. Wer auch nur flüchtig einmal die Schriften Friedrich Nicolais anblättert, des rührigen Werbers und aus der Geschichte der populären Aufklärung nicht wegzudenkenden Berliner Buchhändlers, kann alsbald feststellen, in welch abschätzigem Sinne noch er den uns teuren Begriff „mystisch“ handhabt. Wohl, auch der geoffen-

barten Wahrheit gegenüber ist die Verhaltensweise im einzelnen bewahrender oder angreifender. Es gibt hier zahlreiche Stufen, Tönungen und Übergänge in der Kritik am Traditionsbestand. Ob aber Theologe oder Laie, der strebsame Geist beschäftigt sich in hohem Maße mit den Fragen der Lehre und des Lebens und läßt sich dabei von dem Willen leiten, soviel als nur möglich mit der Vernunft zu reimen, die Grenzen ihres Rechtes, ihrer Herrschaft, soweit es nur angeht, auszudehnen und vorzuschieben.

Ein weltoffenes, wohltemperiertes Leben „voll Eifer und Redlichkeit“, der Ruhm des „reifen Verstandes“, die Bewährung im Alltag und in seiner Praxis, das ist es, was dem Christmenschen geziemt. Es ist das Gedächtnismal, was einem „Geschäftsmann“, einer Amts- und Respektsperson, einem Angehörigen des Honoratiorenstandes und wackeren Bürger gesetzt wird. Die städtisch-bürgerliche Denkart, in ihren Wurzeln schon in das späte Mittelalter zurückreichend, teilweise in gewissen Bezirken und bei einzelnen Vertretern schon die humanistische Bewegung tragend und treibend, bestimmt die Aufklärung. Durch und durch.

Es ist natürlich nicht möglich, in wenigen knappen Sätzen den Geist eines Zeitalters einzufangen, das, lernen wir es näher kennen, verfolgen das bunte Spiel der „Menschen und Mächte“ in ihm, vielleicht nicht mehr so einfach und spannungslos erscheinen mag wie beim ersten Blick in seinen Vordergrund. Daß ihm der Volkskundler trotz den Leistungen und Verdiensten, die es gerade auch seinem Fach zugebracht hat, nicht immer grün ist, überrascht den Nachdenklichen nicht. Hat er doch auch – und nicht zuletzt – dem Widerhall zu lauschen, den die aufklärerischen Volkserzieher beim „gemeinen Mann“ erweckt haben. Und der hat – wie übrigens auch der dem Gesetze der Treue und Beharrung gehorsame Adel – den Einbruch in seine Überlieferungs- und Bilderwelt, in das, was ihm seit urdenklichen Zeiten als recht, erprobt und geheiligt erscheinen mußte, durchaus nicht nur begeistert und entgegenkommend beantwortet. Und dann ist es ja auch mit dem „Aberglauben“ so eine Sache. Abgesehen davon, daß es hier noch keine reinliche und befriedigende Begriffsbestimmung gibt, die Grenze zwischen dem Übersinnlichen, Geheimnisvollen und Verehrungswürdigen und zwischen ungereimten, abgeschmackten und verzerrten Vorstellungen keineswegs so ganz fest und sicher ist, stellt es sich immer wieder einmal heraus, wie im Volksglauben – mit dem Aberglauben leichtfertig in einen Topf geworfen – viel an echter Weisheit und Erfahrung sich gesammelt hat, die zu belächeln oder gar zu schmähen nicht der geringste Grund gegeben ist.

So hat denn der Kampf gegen den Aberglauben, den eine Unzahl wissenschaftlicher und volkstümlicher Schriften voranträgt, dem vor allem auch der Staat seinen starken Arm leiht, ein doppeltes Gesicht: wir können auf der einen Seite nicht dankbar genug dieses notwendige Reinigungswerk anerkennen und müssen auf der anderen

die „Wunden des Volksfrommen“ beklagen, die ein nicht selten pietätarmes Zugreifen geschlagen hat, gedenken wir der reichen Formen und Farben, der Bilderfülle, wie sie – zumal auf katholischem Boden – in innigen Bräuchen und Übungen erblüht ist und nun von dem Trost überlegener und hin und wieder volksferner Geistigkeit gefährlich bedroht wird.

Die schiefen Urteile namentlich über das Mittelalter, der Abbruch gotischer Kirchen und barocker Altäre, die dunkelhafte Vernünftelei – auch der Historiker, der Kunstfreund und der Theologe werden dem Volkskundler beipflichten, empfiehlt er da und dort nicht nur den Segen des Hellen und Klaren, stört ihn vielmehr auch einmal das Grelle und Aufdringliche in dieser Epoche. Allein, wenn wir überhaupt schon abrechnen wollen – das Verstehen ist ja stets wichtiger als das Abrechnen! –, so dürfen wir nie vergessen, daß unsere edelsten Geister und klassischen Meister durch sie hindurchgeschritten sind und von ihr auch den Grundsatz der Duldsamkeit gelernt haben, der ihr nicht minder am Herzen gelegen ist als die Abkehr von rückständigem Aberglauben. Im Reifeprozess der Gemeinschaft und des einzelnen Menschen wird rechtverstandene Aufklärung immer ein notwendiges Entwicklungsstadium bilden.

„Die Gottheit in ihrem hellsten Lichte zu schauen / Der Vollkommenheit höchste Stufe zu ersteigen, / War des Verklärten heißester Wunsch / er ist erfüllt.“ Wieder ist in diesem Satze fast jedes Wort bezeichnend, der Wandel der frommen Sprache und mit ihr der religiösen Werte spürbar. Die begriffliche, abstrakte Bildung „Gottheit“ ist an Stelle des „Herrgotts“ getreten, des „Herre Gotts“, wie ihn die alten Liederdichter in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Heiligen noch anreden. Und klingt nicht auch hier, wenn auch leise und abgedämpft, jene hurtige Zuversicht auf das durch, was man das „Perfektible“ im Welt- und Menschenleben heißt, die Möglichkeit, sich fortschreitend zu vervollkommen, sich bruchlos zu ent-

wickeln und tugendhaft aufzusteigen von Stufe zu Stufe? Selbst bei einem so scharfsichtigen, unbestechlichen Beobachter feinsten und verborgenster Regungen des menschlichen Seelenlebens, wie bei dem Göttinger Naturwissenschaftler und Philosophen Lichtenberg, in seinen unschätzbaren „Aphorismen“, können wir auf diesen optimistischen Glauben stoßen. Unserem hartgeprüften und von Zweifeln am Menschen und seinen moralischen Fähigkeiten geschüttelten Geschlecht geht er gewiß schwerer ein.

Freilich, auch die „Tränen“ der Witwe und der Waisen fehlen nicht. Ja, das 19. Jahrhundert schämt sich ihrer oft weniger als die Gegenwart, ist in der Äußerung der schmerzlichen Gefühle und Gebärden lange nicht so verhalten wie der abgehärtete und wohl auch abgestumpfte moderne Mensch im Stolz auf seine „Sachlichkeit“. Daß man seine Gefühle so bei Namen nennt, sich öffentlich zu ihnen bekennt, den andern rührt und sich von ihm rühren läßt, vermag uns noch einmal – von einer anderen Seite – den Abstand zu zeigen, der uns von diesem Zeitalter trennt. Wir haben uns mit Recht daran gewöhnt, es nicht nur mit „Aufklärung“, sondern auch mit „Empfindsamkeit“ zu überschreiben, ohne daß wir indessen hier versuchen wollen, diese beiden Elemente in nähere Beziehung zueinander zu setzen. Jedenfalls sind uns die beweglichen, zärtlichen Zeugnisse mit ihrem uns manches Mal fast überschwänglich anmutenden Gefühlsausdruck aus zeitgenössischen Briefen wohlvertraut.

Wir wollen darüber nicht altklug rasonnieren. Namentlich nicht, wenn wir einem Grabdenkmal gegenüberstehen. Der menschliche und historische Takt verbieten es gleichermaßen. Ein anderes allerdings ist es, sich zu einem guten Gespräch einladen zu lassen, zum Gedankenaustausch mit einer vergangenen Zeit, der nicht minder besinnlich und fruchtbar werden kann als der Umgang mit den Gefährten des – ebenso vergänglichen und ebenso ernstzunehmenden – Heute.

Der Stadt Bottwar Recht und Herkommen

Ein Blick in die Verwaltung einer altwürttembergischen Kleinstadt von Gerhard Heß

Das Rathausarchiv der Stadt Großbottwar verwahrt eine Foliohandschrift mit 113 Blatt, die bisher recht wenig beachtet wurde. Ihr Einband war völlig zerrissen, die ersten Seiten infolge häufiger Benützung durch die alten Stadtväter dem Zerfall nahe. Auch Feuchtigkeit hatte dem wertvollen Codex schon stark zugesetzt. So war es nicht nur ein Gebot der Pietät, wenn der Band jetzt eine neue dauerhafte Decke erhielt. Die zerrissenen Blätter sind von fachkundiger Hand sorgfältig geflickt und zum Teil mit hauchdünner Japanseide überzogen worden, so daß der Text weiterhin lesbar, dem Zerfall jedoch Einhalt

geboten ist. Auf der Titelseite unseres Bandes steht in altertümlicher Handschrift: Stat Botwar recht vnnd herkhomen, wie hierinnen begriffen ist. Wir haben also ein sogenanntes *Stadtrecht* vor uns. Handschriften dieser Art liegen noch hin und wieder auf den Rathäusern des Landes und zählen zu den wertvollsten Rechtsdenkmälern unserer Heimat. Sie verdienen daher sorgfältige Behandlung und besonderen Schutz. Allzu viele sind durch unsachgemäße Lagerung, Unachtsamkeit, Brände und Plünderungen verlorengegangen. Im Ludwigsburger Kreisgebiet ist das Stadtrecht von Großbottwar vielleicht das einzige dieser